

„Phänomenal!“

Als Spieler, Bundestrainer und Chefcoach der US-Nationalelf war er bei fünf Weltmeisterschaften dabei. Aber nie zuvor hat Jürgen Klinsmann so viele Spiele live miterlebt wie in Katar. Er weiß inzwischen, welche Bürde der Erwartungsdruck sein kann. Und wie man ihn dosiert.

Von Marc Hujer, DER SPIEGEL, 17.12.2022

Er mag diesen Moment, diese Viertelstunde vor Beginn eines jeden Spiels bei der Fußball-WM in Katar, wenn die aufgeblasene Attrappe des goldenen Welpokals auf die Mittellinie des Spielfelds geschoben wird. Etwa neun Meter ist sie hoch, 25-mal so groß wie das Original. Das Stadionlicht wird dann abgedunkelt, ein kurzes Feuerwerk abgebrannt, schließlich werden die Hymnen der Länder gespielt, deren Mannschaften gegeneinander antreten.

Jürgen Klinsmann hat das schon oft gesehen, aber jedes Mal holt er wieder sein iPhone hervor und macht ein Foto, um es an seine Freunde zu schicken.

»Ey, es geht gleich los«, schreibt er dann auf WhatsApp. »Seid ihr da? Vor dem Fernseher?«

Klinsmann war immer schon ein Mensch, der sich von seiner Begeisterung tragen ließ. Der andere gern mitnahm auf seine Höhenflüge: als Bundestrainer, als Chefcoach von U. S. Soccer und als Cheftrainer von Hertha BSC, dem »Big City Club«. Ganz Deutschland wollte er mitreißen, später dann die USA und noch später wenigstens

Berlin, darum ging es. Er hat nie ganz verstanden, warum es Menschen gab, die sich von seiner Begeisterung nicht anstecken ließen.

Er hat vorgeschlagen, sich auf einen Kaffee in seinem Hotel zu treffen, dem Intercontinental Doha Beach im Norden der Stadt. Klinsmann erscheint pünktlich in der Lobby, geht voraus in die Pianobar, vorbei an zwei Kellnerinnen, denen er ein gut gelauntes »How are you, ladies« zuruft, und bestellt sich eine Tasse Tee.

Jetzt sitzt er da und lächelt. Er findet hier alles »phänomenal«. Das Tempo, mit dem sich in Doha alles verändert. Das Mittagsbuffet in seinem Hotel. Und überhaupt die gesamte Weltmeisterschaft.

Das erste Mal, erzählt Klinsmann, sei er vor fünf Jahren nach Doha gekommen. Damals habe er einen Freund begleitet, den Chef von Osmo-Drain, einer Firma für Bewässerungssysteme von der Schwäbischen Alb. Es ging um ein Pilotprojekt für die sparsamere Bewässerung von Rasenplätzen in Katar.

Die Firma, so erzählt es Klinsmann, hat dann drei Rasenplätze mit ihrem unterirdischen Schlauchsystem ausgestattet, welche genau, das weiß er nicht mehr, nur dass dieses Bewässerungssystem eine Menge Wasser spare. 70 bis 80 Prozent. »Die Plätze werden nicht mehr von oben mit Wasser, Luft und Dünger versorgt«, erklärt Jürgen Klinsmann, »sondern von unten. Phänomenal!«, ruft Klinsmann in der Pianobar. Er liebt es, wenn Dinge auf den Kopf gestellt werden.

Es ist der Donnerstag der vergangenen Woche, Klinsmanns zweiter freier Tag bei dieser WM. Die Achtelfinalspiele sind beendet, morgen beginnt das Viertelfinale. 56 Spiele sind inzwischen vorüber, mehr als die Hälfte davon hat er live gesehen, entweder im Hotelrestaurant oder in einem der acht Stadien, von denen er fast alle in weniger als einer Stunde mit dem Auto erreicht.

Katar ist Klinsmanns sechste WM, in der er mehr als nur ein Beobachter ist. Drei Weltmeisterschaften hat er als Nationalspieler miterlebt, 1990, 1994 und 1998, eine als Bundestrainer, 2006, eine weitere, 2014 in Brasilien, als Chefcoach der US-

amerikanischen Nationalmannschaft. Natürlich hat er überall Spiele gesehen, die eigenen und die der späteren Gegner. Aber bei keiner WM wäre es möglich gewesen, bei so vielen Spielen live im Stadion dabei zu sein.

Klinsmann liebt es, Fußball im Stadion zu erleben. »Du spürst die Energie des Spiels, die Atmosphäre. Du kannst die Bank beobachten, die Körpersprache der Auswechselspieler. Du siehst viele Dinge, die du auf dem Bildschirm gar nicht sehen kannst, auch, welchen Einfluss die Zuschauer haben. Wenn man gewinnen will, muss alles zusammenpassen. Und ob das so ist, sieht man nur im Stadion.« Es geht ihm immer um das ganze Bild, das »big picture«, wie er es nennt.

Er ist jetzt Mitglied der Technical Study Group des Weltfußballverbands Fifa, einer Forschungsgruppe unter der Leitung von Arsène Wenger, der früher mal Klinsmanns Trainer bei AS Monaco war.

Zwei Teams sind bei dieser WM unterwegs, sie teilen sich die Spiele untereinander auf. Zum Team Klinsmann gehören zwei weitere Trainer und drei Datenexperten, mit denen er von Spiel zu Spiel zieht, gelegentlich einmal etwas in sein iPad »einpunsch« oder in sein Notizbuch schreibt.

Alles fließt in einen riesigen Datensatz, der Spiel für Spiel erhoben wird, 20 000 Daten pro Begegnung. Sie werden von Datenexperten und Performanceanalysten weiterverarbeitet, in der Hoffnung, neue Erkenntnisse über den Fußball zu gewinnen, neue Indikatoren, Trends, Benchmarks. Es ist ein Versuch, der Irrationalität des Fußballs mit statistischer Rationalität beizukommen.

Ein wenig erinnert es an 2004, als Jürgen Klinsmann Bundestrainer wurde, als Nachfolger von Rudi Völler. Mit neuen Methoden aus den USA machte er sich daran, nicht nur das Training der deutschen Nationalmannschaft zu revolutionieren, sondern den gesamten Deutschen Fußball-Bund.

Dinge auf den Kopf zu stellen, darum ging es. Es war ein erschöpfender Kampf, zwei Jahre später trat Klinsmann zurück.

»Was für mich bei dieser ganzen Thematik spannend ist«, sagt er in Katar, »ist die Frage, inwieweit das Emotionale eine Rolle spielt. Bei all den Entscheidungen, die der Trainer trifft, aber auch die Mannschaft auf dem Platz. Was beeinflusst sie? Warum entscheiden sie sich so und nicht anders?«

In der Gruppenphase dieser WM, sagt Klinsmann, habe es Mannschaften gegeben, die mit einem super Spiel angefangen hätten, dann ein katastrophales zweites hinlegten, um sich im dritten Spiel wieder zu fangen. Oder umgekehrt, wie die Deutschen. »Diese emotionalen Momente sind für Datenleute natürlich sehr, sehr schwierig zu verstehen«, sagt Klinsmann. Er sieht es als seine Aufgabe an, sie zu erklären.

Er will das Unfassbare fassbar machen.

Warum zum Beispiel wollte der Brasilianer Neymar gegen Kroatien unbedingt den fünften Elfmeter schießen, zu dem es dann nicht mehr kam, warum hat er nicht den ersten Elfmeter übernommen? Was hat Marokko zu einer der besten Mannschaften dieses Turniers geformt? Warum hat Argentinien seit 1986 keinen Weltmeistertitel gewonnen, trotz der vielen Talente, trotz Lionel Messi?

Als Klinsmann 1987 zum ersten Mal für die Nationalmannschaft nominiert wurde, war er 23 Jahre alt und spielte beim VfB Stuttgart, ein aufstrebender Mittelstürmer. Eine echte Nummer neun, wie sie heute bei dieser WM von manchen Mannschaften vergebens gesucht wird, auch von der deutschen, die von den 32 teilnehmenden Teams die meisten Torabschlüsse der Vorrunde zählte und es trotzdem nicht einmal ins Achtelfinale schaffte.

Als Klinsmann Nationalspieler wurde, gab es noch andere echte Neuner, Rudi Völler zum Beispiel, der die Neun selbstverständlich als Rückennummer tragen durfte. Auch Klinsmann hätte die Neun gern getragen, aber gegen Völler war er chancenlos.

Natürlich gab er nicht auf. »Ich habe dann die 18 genommen«, sagt Klinsmann, »die Doppelneun.« Die 18 wurde zu seinem Markenzeichen.

Als er 1994 zu Tottenham Hotspur in die englische Premier League wechselte, sorgte sein Trikot mit der Doppelneun für Umsatzrekorde, es wurde häufiger als jedes Trikot seiner Mannschaftskollegen verkauft. Als er ein Jahr später zum FC Bayern - München weiterzog, handelte er mit dem damaligen Vereinsmanager Uli Hoeneß eine Kommission für jedes verkaufte Trikot mit der Doppelneun aus.

Nicht tiefstapeln, sondern den Einsatz erhöhen, so ist Klinsmann weitergekommen.

Die großen Geschichten dieser WM, sagt er, seien die Umbrüche, die in vielen Mannschaften zu beobachten seien, Machtverschiebungen, Generationswechsel. »Messi und Ronaldo wissen: Uns läuft die Zeit davon«, sagt er, »und Mbappé weiß: Die Zeit spricht für mich. Ich bin ein Superstar hier, auf der größten Bühne der Welt, der weltbeste Spieler im Moment und wahrscheinlich über die nächsten Jahre hinaus. Die neue Generation will mehr Macht«, sagt Klinsmann, »und die ältere hält noch an ihren alten Erfolgen fest.«

Umbrüche führen zu Reformen, sie sind die Chance auf Neues. Sie erzeugen aber auch Druck.

Klinsmann hat in seiner Karriere immer wieder erlebt, wie der Druck plötzlich zum Thema wird. Eine Woche nach dem Mauerfall etwa, 1989, spielte er mit der deutschen Nationalelf in Köln gegen Wales. Es war das letzte, entscheidende Qualifikationsspiel für die WM 1990 in Italien. »Hätten wir nicht gewonnen, wären wir nicht zur WM gefahren und nie Weltmeister geworden«, sagt er.

Die Deutschen gewannen 2:1.

Sie hätten das Spiel auch verlieren können, aber im Nachhinein scheint alles zusammenzupassen, die Qualifikation in jenen historischen Tagen, der spätere Weltmeistertitel. »Wir waren ein Spiegelbild der Wiedervereinigung«, sagt Jürgen Klinsmann. Die Deutschen seien damals »so happy« gewesen, Ostdeutsche fuhren mit dem Trabi nach Italien und machten die WM zu einem Volksfest.

»Natürlich hatten wir eine Ausnahmemannschaft, mit Völler, Matthäus, Brehme, die alle auf dem Zenit ihrer Leistungsfähigkeit gespielt haben«, sagt Klinsmann. »Aber eine Nationalmannschaft ist immer nur das Spiegelbild der eigenen Gesellschaft, eine Reflexion ihres Umfelds. Und wenn dieses Umfeld kaputtgeredet wird oder negative Energie von außen an die Mannschaft herangetragen wird, dann wird es halt nix.«

Klinsmann denkt dabei an die Deutschen, an die Kapitänbindendebatte in Katar, aber auch an die Portugiesen und die Diskussion darüber, ob Cristiano Ronaldo spielen soll oder nicht. »Der Schlüssel für Portugal ist, dass Ronaldo es trotz der Diskussionen der vergangenen Monate schafft, sich auf das Wesentliche zu konzentrieren. Dass er sich sagt: Wenn ich reinkomme, dann hau ich einen rein. Man kann ja aus verschiedenen Bereichen seine Energie ziehen, die man bei einem solchen Turnier braucht. Auch aus einer Trotzreaktion.«

Das Viertelfinalspiel gegen Marokko, das Portugal verlieren wird, steht zu diesem Zeitpunkt noch bevor. Klinsmann ist sich nicht sicher, ob der Streit bei den Portugiesen nicht längst zu weit gegangen ist.

Wie bei den Deutschen. Er hat mit Deutschland seine eigenen Erfahrungen gemacht, auch als Bundestrainer.

»Das Sommermärchen hätten sie fast kaputt getreten im März 2006«, sagt Klinsmann. Deutschland hatte 1:4 gegen Italien verloren. Teile des Verbandes wollten ihn loswerden. Er erinnert sich, wie ihn die Kanzlerin angerufen habe, er war gerade in Kalifornien. »»Jürgen«, sagte sie, »kann ich irgendwie helfen?««

Merkel stand damals hinter ihm, hinter der Mannschaft. Ihr sei klar gewesen, sagt Klinsmann, dass es ohne die Unterstützung der Medien kein erfolgreiches WM-Turnier geben würde. Die Mannschaft brauche das Gefühl, den Rückhalt der Gesellschaft zu haben.

Angela Merkel, erzählt Klinsmann, habe dann geholfen, einen Auftritt bei einem Treffen von Chefredakteuren zu organisieren, in der Toskana, zu dem er und DFB-

Teammanager Oliver Bierhoff runtergefahren seien. »Sie hat arrangiert, dass ich da kurz erkläre, was der Plan ist.«

Und dann sagte er den eingeladenen Journalisten, was er schon Merkel am Telefon aus Kalifornien erzählt hatte: »Freunde, es ist ganz einfach: Die Mannschaft ist jung, qualitativ sehr gut, aber sie ist zerbrechlich. Wenn wir nicht weiterkommen im Turnier, könnt ihr mich direkt nach Kalifornien abschieben, das ist kein Problem. Aber solange wir im Turnier sind: bitte. Es wäre unser Wunsch. Helft uns! Oder lasst uns wenigstens in Ruhe arbeiten. Das ist unsere WM, für uns alle. Und dann haben wir alle gesagt: okay.«

Es war seine Art, ein wenig Druck von der Mannschaft zu nehmen. Die Chance auf etwas Neues war für ihn größer als das Risiko zu scheitern.

Vor ein paar Jahren, noch rechtzeitig vor der Coronapandemie, flog Klinsmann nach Argentinien, um dort ein Fußballspiel der Boca Juniors gegen Riverplate im Stadion La Bombonera zu erleben. Boca Juniors ist eine der beiden großen Mannschaften von Buenos Aires, Maradonas Heimatteam. Es stand auf Klinsmanns »bucket list«, der Liste noch zu erfüllender Wünsche.

Gemeinsam mit zwei Freunden machte er sich auf zu einem »Männertrip« von Los Angeles über Mexiko-Stadt nach Buenos Aires, wo sie die Boca Juniors vor fast 50 000 Zuschauern verlieren sahen. Es faszinierte Klinsmann, wie fanatisch die Fans hinter ihrem Team standen, wie sehr sie sich mit ihm identifizieren. »Als die Mannschaften aufs Spielfeld kamen, ist das Stadion auseinandergebrochen«, sagt Klinsmann. »Eine unvorstellbare Stimmung. Jeder, jede, Ältere, Jüngere, Frauen, Kinder, Männer, sind aufgesprungen und haben geschrien.«

Später traf er Guillermo Barros Schelotto, den ehemaligen Trainer der Boca Juniors, den er inzwischen zu seinen Freunden zählt. »Du musst mir mal erklären, warum Argentinien mit all den fantastischen Spielern seit 86 nicht mehr Weltmeister wurde«, fragte er. Und Schelotto antwortete: »Weil diese Anspannung, diese Erwartungshaltung, so brutal ist, dass es einen fast zerquetscht.«



Und als Klinsmann dann die argentinische Nationalmannschaft in Katar spielen sah, wie sie ihr Auftaktspiel gegen Saudi-Arabien verlor, erkannte er wieder diese Angst, die er in den Augen der Spieler in Buenos Aires gesehen hatte, die Verkrampfung, die selbst die besten Spieler der Welt blockieren kann. »Wenn du keinen Weg findest, dieses Umfeld zu relaxen«, sagt Klinsmann, »wenn du es nicht schaffst, erst mal die Luft rauszulassen, kommst du nur ganz, ganz schwer bis zum Ende eines Turniers.«

Für Klinsmann ist das immer die entscheidende Frage gewesen: wie man mit dem Druck umgeht, der auf einer Mannschaft und auf jedem Einzelnen lastet. Wie man ihn dosiert. Und wie man es hinbekommt, dass einen die Erwartungshaltung eines ganzen Landes nicht zerquetscht.

Zwei Tage nach dem Gespräch in der Pianobar sitzt Jürgen Klinsmann im Al-Bait-Stadion, wo die deutsche Mannschaft gegen Costa Rica ihren letzten Auftritt bei diesem Turnier hatte. Klinsmann will das Viertelfinalspiel England gegen Frankreich sehen. Er hat auf der Presstribüne Platz genommen, Desk 124, ein wenig rechts von der Mitte, um ihn herum sitzt sein Fifa-Datenteam mit iPads und Laptops. Klinsmanns Laptop ist zugeklappt.

Die englische Mannschaft kenne er gut, sagt er, er müsse heute keine Notizen machen. »Ich hab das alles im Kopf«, sagt Klinsmann.

Seine Zeit bei Tottenham sei eine der glücklichsten in seiner Karriere gewesen. Klinsmann war mit dem Ruf eines Elfmeterschinders nach Tottenham gekommen, eines Schwalbenkönigs. »To take a dive«, sagen sie in England, wenn einer im Strafraum leicht fällt.

Auf seiner ersten Pressekonferenz hat Klinsmann dann selbstironisch nach einer Tauchschule gefragt, innerhalb weniger Wochen wurde er zum Publikumshelden. Er mag den britischen Humor, das ständige Frotzeln in den Pubs, und irgendwie nahmen ihm die Briten das auch ab. Wenn er Tore schoss, warfen sich seine Mitspieler auf den



Rasen, sie machten den sogenannten Diver, den Taucherjubiläum. Und das Stadion, sagt Klinsmann, sei »ausgefloppt, komplett ausgefloppt«.

In Kalifornien, wo Klinsmann seit vielen Jahren lebt, spielt er in einer Altherrenliga, immer am Sonntagmorgen. Mal geht es gegen eine Mannschaft, in der alle Argentinier sind, sagt Klinsmann, mal sind die Gegner iranisch, viele Teams sind auch mexikanisch. »Und wir kriegen jedes Mal das komplette emotionale Erlebnis, je nachdem, woher die Spieler kommen.« Klinsmann sagt, er könne sofort erkennen, woher jemand stamme. »Ein Engländer, der schert sich um gar nichts. Wenn er gefoult wird, steht er auf und spielt weiter.«

Ganz anders die Südamerikaner. Einmal schoss er ein Tor, und auf einmal fingen die Spieler der gegnerischen Mannschaft an zu streiten. »Sie schrien sich gegenseitig an«, sagt Klinsmann, »morgens um neun. 50, 60 Jahre alte Männer. Und du siehst, wie das Kind in ihnen rauskommt.«

Klinsmann liebt die unterschiedlichen Mentalitäten, auch das macht für ihn eine WM aus. Als er für die BBC das Gruppenspiel Iran gegen Wales kommentierte, sorgte er damit für heftige Debatten. Klinsmann hatte die wiederholten Proteste von der iranischen Bank nach Schiedsrichterentscheidungen als »Teil ihrer Kultur« bezeichnet.

»Sie haben den Schiedsrichter perfekt bearbeitet«, sagte Klinsmann im englischen Fernsehen. »Die Bank sprang ständig auf und beschwerte sich beim Linienrichter und beim vierten Offiziellen. Sie liegen einem die ganze Zeit im Ohr.« Der Trainer der Iraner, der Portugiese Carlos Queiroz, war empört und forderte Klinsmanns Rücktritt aus der Fifa-Forschungsgruppe.

»Das ist komplett falsch verstanden worden«, sagt Klinsmann. »Ich habe nur gemeint: Schau mal die Bank an, die ist total emotional, die redet mit dem vierten Linienrichter, und zehn Spieler gehen um den Schiedsrichter herum. So sind sie. Total emotional. Ich war auch so ein emotionaler Typ.«



Wie Klinsmann selbst mit Druck umging, konnte man 1997 beobachten, als er, damals Stürmer bei den Bayern, kurz vor Schluss ausgewechselt wurde. Voller Wut trat er ein Loch in eine Werbetonne.

Am Tag nach dem Englandspiel fährt Jürgen Klinsmann in das Katara Cultural Village, ein traditionell anmutendes Dorf, das am Strand von Doha nachgebaut wurde, mit Amphitheater, Opernhaus und einer Filiale des Kaufhauses Galeries Lafayette. Er kommt häufig hierher, das Dorf liegt nicht weit von seinem Hotel, er macht dann ein paar Fotos von sich, die er für seinen Newsletter »The Daily Jürgen« benutzen kann: Klinsmann auf den Treppenstufen über dem Katara Cultural Village, vor den Straßenmalereien auf dem großen Platz am Meer.

Jetzt trifft er hier Fans aus allen möglichen Ländern, die mit ihm Selfies machen wollen. Einer Gruppe Argentinier, die von ihm wissen will, ob Argentinien Chancen hat, Weltmeister zu werden, ruft er zum Abschied »Vamos Argentina« zu. Kurz darauf entdeckt ihn ein Trupp Engländer, die noch die Niederlage vom Vorabend verarbeiten müssen.

Das Englandspiel vom Vortag beschäftigt auch Klinsmann.

»Ich war tausendprozentig sicher, dass England gewinnt«, sagt er.

Bei dem Spiel saß Klinsmann auf seinem Platz im Al-Bait-Stadion und sah zu, wie Frankreich 2:1 in Führung ging, ein Kopfballtor nach einer Flanke von Antoine Griezmann, die so scharf getreten war, dass er von seinen »Datenjungs« gleich wissen wollte, wie viele Stundenkilometer der Schuss schnell war.

Um England machte er sich zunächst keine Sorgen. Er vertraute auf die englische Offensive, auf Harry Kane.

Dann sah er, wie Harry Kane sich den Ball in der 84. Minute zum Elfmeter zurechtlegte. 30 Minuten zuvor hatte er einen Strafstoß verwandelt, jetzt lief er erneut



an. Im Tor der Franzosen stand Hugo Lloris, der ebenfalls bei Tottenham spielt, die beiden kennen sich gut.

Eine Drucksituation. Wieder einmal war die Erwartung riesig, ebenso das Risiko, dem Druck nicht standzuhalten.

Kane schoss den Ball über das französische Tor. England war ausgeschieden.

Klinsmann fragt sich, ob Harry Kane nach der WM einfach weiter bei Tottenham spielen wird wie die vergangenen neun Jahre. Wird er in England bleiben, wo ihn jeder immer wieder daran erinnern wird, dass er diesen Elfmeter verschossen hat?

Er selbst ist immer weitergezogen, wenn er das Gefühl hatte, dass es nicht mehr passe. Als Trainer bei Bayern München war er gescheitert, bei Hertha BSC kündigte er selbst nach zweieinhalb Monaten. 2006, nach der Weltmeisterschaft in Deutschland, war er »erschöpft und ausgebrannt« und überließ den Job Joachim Löw.

Druck auszuhalten ist das eine. Ihn zu dosieren ist etwas anderes. Aus einer Drucksituation auszubrechen, etwas anderes zu machen, einfach wegzugehen, wird mitunter als Schwäche ausgelegt. Klinsmann hat die Erfahrung gemacht, dass das Weggehen eine Form von Freiheit ist.

»Mit der Zeit hab ich halt so einen Gedankengang entwickelt, dass es immer nach vorn gehen muss«, sagt er. »Du kriegst einen auf die Rübe, du lernst daraus. Du wirst von zehn Entscheidungen am Tag nie alle richtig treffen, sondern immer ein paar Fehler machen. Und so konnte ich dann relativ einfach weitergehen, Dinge hinter mir lassen, die vielleicht nicht so geklappt haben, wie ich mir das vorgestellt habe. Lass los, das ist okay. Ich kann nicht Hertha BSC ändern oder den FC Bayern, ich kann nur mich selbst ändern, das war immer ein Leitsatz für mich. Wenn sich ein toxisches Gefühl entwickelt, dann musst du das erkennen und gehen.«

Jürgen Klinsmann denkt noch immer an Harry Kane.



»Der Harry Kane ist ein ganz feiner Kerl«, sagt Klinsmann, »ich bin gespannt, wie es mit ihm weitergeht, welche Entscheidung er für sich trifft.« Ob er bei Tottenham bleibt.

Einmal ist Klinsmann geblieben, länger als alle anderen, länger, als er es von sich kannte. Nach dem Viertelfinalspiel Deutschland gegen Bulgarien war das, bei der WM 1994, Deutschland verlor mit 1:2. Es gehört zu den schmerzhaftesten Momenten seiner Karriere, Klinsmann brauchte Wochen, um damit fertigzuwerden.

Deutschland war als amtierender Weltmeister in die USA gefahren, Klinsmann fühlte sich fit. Er stand, wie er sagt, auf dem Höhepunkt seiner Karriere und gehörte inzwischen zu den Führungsspielern, anders als noch 1990 beim Turnier in Italien. In den ersten vier Spielen schoss er fünf Tore. Klinsmann war auf dem besten Weg, Torschützenkönig der WM zu werden. Die Niederlage änderte alles.

Sie kam absolut unerwartet, sagt Klinsmann. »Wir waren überrelaxt und haben nur noch über ein Endspiel gegen Brasilien geredet. Das war so richtig arrogant.« Deutschland führte gegen Bulgarien 1:0, ähnlich wie in Katar gegen Japan. In der zweiten Halbzeit drehten die Bulgaren das Spiel, Deutschland, der Weltmeister, war ausgeschieden.

Im Fußball geht es nicht nur darum, wie man mit Druck fertigwird. Man muss auch lernen zu erkennen, wann Druck fehlt.

Klinsmann konnte die Niederlage lange nicht fassen. Alles war in sich zusammengefallen, die Hoffnungen, die Träume, alles ging so schnell. Es überrollte ihn.

Er bestellt sich ein Taxi, um zurück ins Hotel zu fahren, zum Mittagsbuffet.

In seinem Hotel kennt ihn jeder, von überallher ruft es »Mahlzeit« oder »How are you«, und Jürgen Klinsmann geht es nicht einfach nur gut, er antwortet immer »fantastic«. Im Fahrstuhl bittet ihn ein Engländer, der englischen Nationalmannschaft Elfmeterschießen beizubringen. Und für alle ist er der »Jürgen«.



Er hat im Hotelrestaurant Platz genommen und erwähnt noch einmal, wie phänomenal das Essen hier ist.

Dann erzählt er von seinem Heimflug, den er direkt nach dem Finale antreten will, noch in der Nacht, 16 Stunden nonstop nach Los Angeles. »Das zieht sich ein bisschen«, sagt Jürgen Klinsmann.

Die WM in Katar ist noch gar nicht vorbei, aber in Gedanken ist Klinsmann bereits ein Stück weiter, zumindest für einen kurzen Moment.

Dann hat er Hunger. Er schlägt Suppe, Hauptspeise und Nachspeise vor, das volle Programm.

»Auf geht's«, sagt er.